**Das behinderte Kind im Oberwallis – Geschichte und Geschichten**

**Julian Vomsattel**Der Autor ist Heilpädagoge und Früherzieher. Er stammt aus Visperterminen und ist Leiter   
des Heilpädagogischen Dienstes insieme ober wallis und Dozent an der Hochschule für soziale Arbeit an der HES-SO Wallis in Siders.

In der vorliegenden Arbeit habe ich versucht, die Geschichte der behinderten Kinder bis ins Jahr 2015 nachzuzeichnen. Zeitlich war es mir nicht möglich, eine umfassende Darstellung des ganzen Oberwallis zu machen. Deshalb habe ich versucht, die Zeit bis 1960 mit ausgewählten Interviewpartnern meines Heimatdorfes Visperterminen zu zeigen. Ich stütze mich dabei auf den taubstummen Felix Zimmermann und den körpergehinderten Bernhard Stoffel. Daneben habe ich versucht, einige Anekdoten festzuhalten und auch meine persönliche Biografie einfliessen zu lassen. Ich konnte mit den Pionieren der ersten Stunde Interviews führen und so die schwierigen Geburtsstunden in der Oberwalliser Behindertenarbeit nachzeichnen.  
Die letzten vierzig Jahre habe ich an vorderster Front als Früherzieher und später als Leiter des umbenannten Heilpädagogischen Dienstes von insieme oberwallis hautnah miterlebt.  
Vieles hat sich verändert, doch für Eltern eines behinderten Kindes sind es nach wie vor grosse Herausforderungen, die auf sie zukommen und ein lebenslanger Prozess.  
Neben Interviews versuche ich immer wieder Anekdoten einzustreuen, die die Sonnen- und Schattenseiten heilpädagogischer Arbeit aufzeigen.

**1. Persönlicher Hintergrund**

Erst durch meine 97 jährige Tante Silvina Studer habe ich erfahren, dass meine Mutter einen behinderten Bruder hatte, den 1913 geborenen Josef, der 1925 nur drei Wochen nach dem tragischen Lawinentod meines Grossvaters Hannes starb. „Der Hergott habe ihn geholt“, sagten die Leute des Dorfes, als die drei unmündigen Kinder bei Verwandten in drei verschiedenen Familien aufgeteilt wurden. „ Ich kann mich nur erinnern, dass mein kleiner Bruder, der nicht laufen konnte, seinen Kameraden jeweils rief: „Holt mich bitte. Ich will auch mit euch spielen.“[[1]](#footnote-1)  
Mein Vater Urban hat mir oft von seinem Bruder Josef erzählt, der an Herzvergrösserung litt, immer im Bett war, nicht die Schule besuchen konnte, aber trotzdem ohne Mühe das Lesen und Schreiben erlernte und mit acht Jahren starb.  
Seit 1977 bin ich als Früherzieher auch bei Wind und Wetter in den verschiedenen Oberwalliser Gemeinden unterwegs. Ich arbeite in Stuben und Küchen mit Kindern, spreche mit Ämtern und Schuldirektoren, Pädiatern, Pfarrherren, Kinderärzten, Postautochauffeuren und bin immer nahe dran. Ich denke, dass nur wenige Berufsgattungen das Privileg haben, im familiären Umfeld zu arbeiten. Der Beruf ist komplex, spannend, herausfordernd, abwechslungsreich und der Alltag ist voll von Anekdoten über Geburt und Tod, Krankheiten, Fort- und Rückschritten, Trennungen, Einschulungen, Fremdplatzierungen, sozialen Problemen, fremden Kulturen und Sprachen…….

**2. Der Wandel des Begriffs Behinderung**

Blättert man in den Archiven und Publikationen über behinderte Menschen, so trifft man auf verschiedene Bezeichnungen. In Reisebeschreibungen 1857 spricht man von Schwachsinn,[[2]](#footnote-2) im Schülerprotokoll der Gemeinde Visperterminen spricht der Pfarrer und Chronist Peter Josef Studer von blödsinnig, ziemlich blödsinnig, während für die Sinnesbehinderungen die noch heutigen Ausdrücke taubstumm und blind verwendet werden. So schreibt er über das Ehepaaar Sattler Christian und Biner Anne-Maria, die zwischen 1826 und 1839 fünf blödsinnige Kinder zeugten. [[3]](#footnote-3) Lange hielt sich der Begriff geistigbehindert, während der Begriff Kinder mit besonderen Bedürfnissen erst mit der Einführung der Integration in den Dorfschulen Einzug hielt. Insieme oberwallis spricht jetzt von Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung. Neu ist der Begriff ICF (Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit) , der von der WHO 2004 verabschiedet wurde. Laut der ICF ist Behinderung nicht eine Eigenschaft der betroffenen Person, sondern zeigt sich in der „behinderten“ Beziehung zwischen betroffener Person und ihrer Umwelt. Die neue Klassifikation entspricht damit den auf politischer Ebene erhobenen Forderungen nach Gleichstellung und Integration von Menschen mit Behinderung.  
Für mich ist der Begriff Behinderung nach wie vor der beste Begriff, da er wertneutral ist und sich früher oder später fast jeder Mensch im Verlauf seines Lebens mit einer Behinderung auseinandersetzen muss, vor allem im Alter, wenn die körperlichen Kräfte abnehmen.  
Die abschätzigen Begriffe wie „Nool, Tocha, Tampa, Totsch, Göich usw, mit denen fast im ganzen Oberwallis die Behinderten abschätzig benannt wurden, kamen erst im Verlaufe des Erwachsenenalters hinzu, während im Kindes- und Jugendalter die behinderten Kinder meistens mit dem Vornamen angesprochen wurden und man sich als Kind eher wunderte, dass dieser oder jener Schüler nicht mit Zahlen umgehen konnte und grosse Mühe mit dem Lesen hatte. Die Gründe blieben ungefragt.

**3. Der taubstumme Felix Zimmermann**

Felix Zimmermann (geboren 1887 in Visperterminen) war taubstumm und besuchte schon in jungen Jahren das Institut für Taubstumme in Gerunden, das von Ordensschwestern aus Greyerz unter der Leitung der Walliser Ordensfrau Bernalde geführt wurde.

Die Initianten des Projekts unterzeichneten einen Vertrag mit der Diozöse Sitten. Sie gewährt dem Kanton Wallis im Jahre 1893 „ die kostenlose und immerwährende Benutzung“ des Klosters. Ab 1908 wird der Taubstummen-Institution eine Einrichtung für die „Abnormalen und geistig Schwachen angegliedert oder eben für die „kleinen Chinesen des Wallis“, wie man sie damals nennt.[[4]](#footnote-4)  
Felix Zimmermann war wohl einer der ersten Oberwalliser, der diese Schule besuchte und dort die Taubstummensprache erlernte.

**Anekdote**

*Lia Heinzmann-Kreuzer, die mit Felix im gleichen Haushalt aufwuchs, erzählt: „ Ich und alle meine Geschwister haben von Felix die Taubstummensprache gelernt und wir konnten uns gut mit ihm unterhalten. Mein Vater Alois wusste zu berichten, dass er jeweils am Sonntag zu Fuss nach Visp ging, um Felix auf den Zug zu begleiten. Sein Heimweh sei aber gross gewesen, so dass er regelmässig kurz vor der Zugsabfahrt das Bewusstsein verloren habe. Es herrschte ein hartes Regime bei den Schwestern , so dass der Vater nach zwei Jahren entschied, Felix nicht mehr nach Siders in die Schule zu schicken. [[5]](#footnote-5)Berta Studer (1920) erzählt: „ Meine Mutter hat mir erzählt, dass man den stummen Felix nie gehänselt habe. Auch die Angehörigen sind immer anständig mit ihm umgegangen.“[[6]](#footnote-6)*

4. **Der körperbehinderte Bernhard Stoffel**

Der 1933 geborene Bruder Josef erzählt: „Bernhard wurde 1925 in Visperterminen geboren. Er war der Älteste der Familie und lag immer im Bett, da er auf Grund eines Geburtsfehlers nur kleine Beine hatte, während der Oberkörper normal wuchs. Wir waren acht Kinder und in unserer kleinen Stube standen immer zwei Kinderbetten, eines für Bernhard, das andere für das Neugeborene. Ich erinnere mich, dass meine Mutter dem Neugeborenen die Windeln wechselte und meinem Bruder die „Bettpfanne“ brachte. Bernhard konnte nicht auf einem Stuhl sitzen, war aber sehr intelligent. Er hat aber nie die Schule besucht. Trotzdem hat er mit den Geschwistern den ganzen Schulstoff gelernt und war in der Wiege unser Schulmeister. Er war als Kind auch nie in der Kirche. Der Pfarrer kam jeweils vorbei und machte mit ihm die Vorbereitung auf die Erstkommunion. Erst später kaufte man eine Poussette und fuhr ihn in die Kirche, wo er jeweils ganz vorne im Chor seinen Platz hatte. Als seine Schwestern in der Schule das Stricken erlernten, hat er sich dieses für ihn später sehr wichtige Handwerk ebenfalls angeeignet. Damit er von der Welt auch etwas mitbekam, haben wir seine Wiege jeweils auf den Dorfplatz getragen, der vor unserer Haustür war. Zum Spazieren nahmen wir jeweils eine Decke, banden diese an zwei Holzstäben fest und nahmen ihn so überall mit. Wenn wir mit dem Zug in die Weiler nach Niederhäusern oder Brunnen zügelten, banden wir jeweils die Wiege auf eine „Tschiffra“ und trugen unseren Bruder in den jeweiligen Weiler. Als Mutter 1944 starb, war Bernhard unser Arbeitsminister.“[[7]](#footnote-7)

**5. Behinderte Kinder und ihre Auswanderung nach Südamerika**

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts ist es immer wieder vorgekommen, dass behinderte Kinder und Jugendliche nach Süd- und Nordamerika abgeschoben wurden. So lesen wir in einem Waisenamtsprotokoll der Gemeinde Visperterminen aus dem Jahre 1891: „Familienrat über die hinterlassenen Kinder der Katharina Sattler selig, (…) Dieser Familienrat ist veranstaltet worden auf Ersuchen des Johannes Sattler, der wirklich von Amerika gekommen ist, um über die drei hinterlassenen einfältigen Kinder der Katharina selig sich bestens zu beraten. Johannes Sattler, der willens ist, bald wieder und sobald als möglich zu verreisen, wünscht und begehrt, dass seine drei einfältigen Geschwister gehörig laut Anstand gekleidet und versorgt werden. Nach langer Beratung und Unterredung kam man gegenseitig überein, diese drei einfältigen Kinder samt dem Vermögen des Johannes Sattler, Lorenz Sattler und Christian Sattler gleichmässig mit Nutzen und Beschwerden zu verteilen. Die Verteilung der drei Geschwister soll mittels Losziehung geschehen,weil nicht alle drei mit gleichen Talenten begabt sind und somit das eine dem anderen vorgezogen wird. Was die Regina anbelangt, weil diese die Einfältigste ist und am meisten arbeitsunfähig, kam die ganze Familie überein, dass man bei Regina bei der Verteilung 200 Franken voraus vermache, was alle einstimmig annahmen. Johannes wird das Kind mit sich nach Amerika nehmen und dort verpflegen und versorgen.“[[8]](#footnote-8)  
Aus der Oberwalliser Kolonie San Jeronimo Norte schreibt zu Beginn der neunziger Jahre ein Korrespondent im Walliser Boten am Schluss eines Berichtes über die Erst-August-Feier, dass er im Namen der Humanität noch etwas anführen müsse:  
„Es betrifft dies die Exportation von menschlichen Wesen, oder wie man’s gefälliger heissen mag; die Ausscheidung der Spreu vom edeln Korn. Gemeint sind dabei die Geistes- und Sinnesschwachen (Einfältigen), aber auch Kinder, die an ihrer schlechten Herkunft doch gewiss nicht schuld sind. Diese nun, scheint es denn drüben, sollen ohne Pardon über die Grenze geschafft werden, ohne dass man wünscht, sie noch jemals wiederzusehen. Dass es für solche doppelt schlimm und bitter ist, hier sich zurecht zu finden und leben zu können, kann doch jeder verstehen; in wieweit sie aber damit Gutes thun, wird den Betreffenden ihr Gewissen selbst sagen.“ [[9]](#footnote-9)

**6. Ursachen von Behinderungen**

**6.1 Die Schwachsinnigen der Alpen**

Adolphe-Laurent Joanne, ein französischer Journalist schrieb in seinem Reiseführer „Itinéraire historique et descriptif de la Suisse im Jahre 1857 : „ Die Walliser sind zwei schrecklichen Krankheiten stärker ausgesetzt als alle anderen Bewohner der Alpen: der Kropfkrankheit und dem Kretinismus.“  
Die Veränderung der Schilddrüse durch Jodmangel im Organismus führt zur Kropfbildung und zum Kretinismus. Die beiden Krankheiten treten oft zusammen auf. In den Regionen, in denen der Kropf auftritt, finden sich in der Regel auch viele „Schwachsinnige“, Der Kretinismus führt zu motorischer Versteifung im Verbund mit Taubstummheit. Dies zieht schwere Störungen und Rückstände in der geistigen Entwicklung nach sich. Es war dann Dr. Otto Bayard, der mit seinen Experimenten den Kropf als ein Problem des öffentlichen Gesundheitswesens begriff und den Vorschlag machte, dem Kochsalz einfach Jod beizumischen, um so der lästigen Krankheit mit all ihren Nebenfolgen auch für die Kinder Herr zu werden. Endlich wurden jetzt auch die Walliser Behörden aktiv und treffen entsprechende präventive Massnahmen.[[10]](#footnote-10)

**6.2 Erbbiologische Probleme des Gebirges**

Joseph Bellwald widmet in seinem 1960 herausgegebenen Buch „Der Erlebnisraum des Gebirgskindes“ [[11]](#footnote-11)ein ganzes Kapitel den erbbiologischen Problemen des Gebirgskindes. Er behandelt die Begriffe Inzucht, hereditäre Degeneration und Alkoholismus, die erbliche Geistesschwäche, die rezessive Taubstummheit, Psychosen, Psychopathien und Bluter.  
„Was die speziellen Verhältnisse im Oberwallis betrifft, kann ich auf eine Übersicht der Verwandtenehen (im zweiten und dritten Grad) im Oberwallis hinweisen, die ich für die Jahre 1921-1951 nach dem liber dispensationum matrimonialium der Diözese Sitten zusammenstellte. Das Resultat dieser Untersuchung wurde seinerzeit folgendermassen zusammengefasst: „ Wer diese Tabellen genauer studiert, wird überraschenderweise feststellen, dass :  
1. Die Zahl der Verwandtenehen in jüngster Zeit trotz allen Verkehrsmöglichkeiten nicht   
 abnimmt.  
2. Dass die Häufigkeit derVerwandtenehen nicht eine notwendige Funktion der angustia loci   
 ist, sondern eines gewissen familienbewussten, eher zu vorsichtigen Geistes. Man beachte   
 hier vor allem die Tatsache, wie sehr die Frequenz der Verwandtenheiraten nach Bezirken   
 und Gemeinden ändert. So sind zum Beispiel Binnenheiraten im Dekanat Ernen auffallend   
 selten,trotz kleinster Verhältnisse, weil eben die Leute wegziehen. (…) Andererseits   
 erscheint gerade in Dörfern mit grosser Bodenständigkeit eine hohe Zahl von Verwandten-  
 ehen. Es mögen da Momente , wie Kleben am Vaterhause, an der heimatlichen Scholle,  
 ökonomische Überlegungen usw. mitspielen, jedenfalls aber auch eine gewisse Furcht vor   
 dem unbekannten, fremden Ehepartner. Bei der Wahl eines Ehegefährten aus dem Dorf   
 weiss man mit grosser Sicherheit, wen man ins Haus nimmt, und man muss auch nicht in   
 ein fremdes Dorf gehen, wo man sich, je nach der Gegend und der Einstellung der Leute ,   
 doch sehr einsam fühlen kann….“[[12]](#footnote-12)  
 Auch ich habe während meiner Arbeit als Früherzieher im Lötschental Kinder betreut, die an einer unbekannten Erbkrankheit litten, schwer behindert waren und im frühen Kindesalter   
starben. Während meinen Nachforschungen in Visperterminen bin ich bei einer Familie auf eine seltene Erbkrankheit gestossen, von der vier Kinder dieser Familie betroffen waren, die alle als Säuglinge oder dann im Jugendalter starben. Sie konnten alle die Primarschule besuchen, bekamen aber während der Pubertät gesundheitliche Probleme.

***Anekdoten***

***Der behinderte Viktor***

*Anna Abgottspon (1923) erzählt: „ Es gab im Dorf einen behinderten Knaben Viktor. Er hatte meistens einen Stück Stoff, den er rhythmisch hin- und her bewegte und dabei sonderbare Laute von sich gab. Er hat meistens einen Rock getragen und wurde bei landwirtschaftlichen Arbeiten jeweils mitgenommen und am Rande des Ackers hat er dann seine stereotypen Bewegungen gemacht. Seine Grossmutter Philomena habe einmal gesagt: „Heute habe ich so grosse Freude, denn ich denke, dass unser Viktor schon noch kommt, hat er doch heute selber eine Beere von einer Traube genommen und gegessen.“ Sein Vater habe sich grosse Sorgen gemacht und habe eines Tages einen Besuch bei Doktor Burgener in Visp gemacht und ihm gesagt: „ Mein Sohn ist sicher nicht so ganz recht, aber so schlimm kann es doch nicht sein, weiss er doch beim Zügeln ins Dorf immer , wo wir wohnen.“ Darauf hätte ihm der Doktor geantwortet: „ Auch euer Maultier kennt den Stall, wenn ihr ins Dorf zügelt.“ Diese Antwort hat den Vater schwer gekränkt.“[[13]](#footnote-13)*

***Der arme Daniel***

*Agnes Abgottspon wusste von einer Begebenheit zu berichten, die sie als Kind schon stark beschäftigt hätte: „ Als ich klein war, wurden die Statuen der Dorfkirche bei einem Vergolder in Raron neu gemalt und nach der Fertigstellung der Arbeiten waren es die jungen Leute, die die Statuen zu Fuss von Visp nach Visperterminen ins Dorf trugen. Als kleines Mädchen habe sie zugeschaut wie die jungen Knaben die doch recht schweren Statuen trugen . Unter den Jugendlichen war auch ein Knabe, Daniel, der unter schwierigen Umständen aufgewachsen war und in der Schule nur Schwierigkeiten hatte. Zu ihrem Erstaunen sah sie, dass Daniel ausgerechnet den Teufel tragen musste, so dass sie zu Mutter sagte: „ Der arme Daniel. Er hat schon sonst im Leben schwer und jetzt muss er noch den Teufel tragen.“[[14]](#footnote-14)*

**7. Die ersten Institutionen für behinderte Kinder im Wallis**

**7.1 Das „Oberwalliser Armen- und Greisenasyl“ in Susten 1912**

Für Arme und Betagte gab es schon 1912 im ehemaligen Schloss der Adelsfamilie von Werra in Susten ein Heim St. Josef, das den Namen „Oberwalliser Armen-und Greisenasyl“ trug und von Baldegger Schwestern geführt wurde. Für die Schulung für Kinder mit Behinderungen hatte es im Oberwallis noch keinen Platz. Erst 1933 wurde man auf dieses Problem aufmerksam und gründete den „Verein zur Versorgung krüppelhafter Kinder“. 1935 lebten bereits elf schwerbehinderte Kinder im Heim in Susten.[[15]](#footnote-15)

**7.2 Le Bouveret 1928**

Das Institut für Taubstumme, das wie schon erwähnt 1893 eröffnet und 1908 mit einer Einrichtung für „Abnormale und geistig Schwache“ ergänzt wurde, und in einem Vierteljahrhundert mehr als 1000 Kinder ausgebildet hat, verlässt 1928 Gerunden und zügelt ins Hotel de l’Aiglon nach le Bouveret. Dort bleiben sie bis ins Jahr 1986. In le Bouveret wurden aber nicht nur taubstumme Kinder ausgebildet, sondern auch geistig behinderte Kinder aus dem Oberwallis besuchten diese vom Oberwallis weit entlegene Schule am Genfersee.

**7.3 Das Notre-Dame-de-Lourdes 1941**

Im Jahre 1941 gründeten in Siders einige Schwestern der Ordensgemeinschaft der unbefleckten heiligen Maria aus Marseille in einem alten Hotel aus dem vorigen Jahrhundert das Institut Notre-Dame de Lourdes. Die Schwestern waren auf die Wiedereingliederung von Taubstummen und Blinden spezialisiert. Am Anfang wurden körperlich und geistig behinderte Kinder aufgenommen. Ab 1943 gab Professor Nicod schulpflichtigen Patienten, die von orthopädische Hilfen und längere Kuren benötigten, in die Obhut des Institutes. Dies erforderte die Einführung des Schulunterrichts. Diese Kinder wurden nach der vollständigen Genesung wieder  in den Schulen ihrer Wohnorte aufgenommen. Im selben Jahr wurde unter dem Präsidium von Herrn Zwissig die Stiftung für das behinderte Kind gegründet. Im Jahre 1959 wurde die Vereinigung behinderter Kinder gegründet, die dann das Gebäude übernahm , erweiterte und zukunfstgerecht einrichtete. Frau Dr. Elisabeth Köng wurde im Jahre 1955 von den schweizerischen Universitäten beauftragt, die Behandlung von cerebral gelähmten Kindern zu organisieren. Zu diesem Zwecke wählte sie das Institut Notre-Dame de Lourdes, das als Vorbildzentrum für die Anwendung der Bobath-Behandlung in Physiotherapie, Ergotherapie, Logopädie und den dazu notwendigen Schulungsmethoden diente.  
Bis 1960 waren, aus finanzieller Sicht, sehr schwierige Jahre zu überstehen, da das Institut nicht subventioniert wurde. Einzig das Almosensammeln und die Gaben vervollständigten die bescheidenen Familienbeiträge. Das Institut konnte nur Dank der Schwestern überleben, die sich selbstlos und hingebungsvoll zum Wohle der behinderten Kinder einsetzten.  
Mit der Einführung der Schweizerischen Invalidenversicherung wurden die finanziellen Sorgen gelindert und im Jahre 1967 konnte das neue Heim-und Schulungszentrum eingeweiht werden.[[16]](#footnote-16)  
Während bei der französisch sprechenden Abteilung Kinder mit cerebralen Bewegungsstörungen nach wie vor die grösste Gruppe darstellen, sind es bei den deutschsprachigen Kindern vor allem verhaltensgestörte, schwierige Kinder, die das Institut besuchen.

**7.4 Der Oberwalliser Vereins zur Förderung geistig behinderter Kinder und   
 Jugendlicher**Mit der Einführung der Eidgenössischen Invalidenversicherung 1960 wurde die gesetzliche und finanzielle Basis für eine Schulung von behinderten Kindern geschaffen Es war ein Glücksfall für das Wallis, dass Erich Theler aus Raron – der später dem Verein 24 Jahre als Präsident vorstand - als Sachbearbeiter für die Zulassung von Sonderschulen bei der IV tätig war. Er machte beim Erziehungsdepartement schon 1962 eine schriftliche Anfrage, die mit der Stellungnahme, „im Oberwallis soll mit der Zeit eine Anstalt für geistig behinderte Kinder in Aussicht genommen werden“, erst 1963 vom Erziehungsdepartement beantwortet wurde. Nach einer Tagung im Jodernheim mit Frau Dr. Maria Egg, Pionierin für die Förderung geistig Behinderter aus Zürich , die von der Walliser Vereinigung für Gebrechliche und Anormale im Zusammenhang mit der kantonalen Abstimmung über einen 30 Millionenkredit für den Ausbau des Heims "La Castalie" in Monthey durchgeführt wurde, bildete sich ein Ausschuss, um eine Vereinsgründung in die Wege zu leiten. Am 4. Juli 1964 trafen sich in Brig neben einem Initiativ-Komitee das Oberwalliser Kinderhilfswerk und der „Verein zur „Versorgung krüppelhafter Kinder" vom St. Josefsheim in Susten, um eine neue Vereinsgründung vorzubereiten. Am 25. Juli 1964 fand im Café Angleterre in Brig die Gründung des „Oberwalliser Vereins zur Förderung geistig behinderter Kinder und Jugendlicher“ statt.  
Der erste Vorstand stand unter dem Präsidium von Josef Meyer. Er sorgte dafür, dass das Vermögen des früheren „Vereins zur Versorgung krüppelhafter Kinder“ im St. Josefsheim in Susten in der Höhe von Fr. 64'000 vom neuen Verein übernommen werden konnte. Weitere Vorstandsmitglieder waren: Frau Rosy Böhler, Monthey; Kantonsrichter Paul Eugen Burgener, Visp; Dr. Wolfgang Imahorn, Brig; Frau Lorly Imboden-Mengis, Visp; Adolf Imboden, Sitten/Brig; Arthur Imhof, Brig; Frau Dr. Therese Seiler, Genf/Brig; Alexander Schnyder, Erschmatt; Frau Bernadette Schuler Zermatt; Erich Theler, Bern/Raron. [[17]](#footnote-17)  
2004 erhielt der Verein einen neuen Namen und heisst neu insieme oberwallis und wird von Direktor Daniel Abgottspon geleitet.

**7.5 Die erste Heilpädagogische Schule in Visp 1964**

Am 16. November 1964 wurde in den Räumen der alten landwirtschaftlichen Schule in Visp die erste Heilpädagogische Schule des Oberwallis mit zwei Klassen eröffnet. Ein  Kindergarten mit sieben geistig behinderten Kindern, geführt von Frau Helen Schönholzer und die Schulklasse mit zehn geistig behinderten Kindern im Schulalter. geführt von Frau Sylvia Perren, Primarlehrerin, aus Brig. Schulpräsident und der eigentliche Motor und Förderer der Schule war Kinderarzt  Dr. Wolfgang Imahorn aus Brig.  Im Herbst 1965 ist dann auch schon eine Oberstufe, "Arbeitsklasse" genannt, geleitet von Frau Gertrud Wyss, dazugekommen und ein Jahr später, 1966 gleich  zwei zusätzliche Klassen für Schulbildungsfähige. Im November gleichen Jahres wurde dann ebenfalls in der alten landwirtschaftlichen Schule eine Behinderten-Werkstatt mit neun behinderten Erwachsenen eröffnet,  wofür Bernhard Borter aus Turtmann als Werkstattleiter angestellt wurde.  
Da aus Platzgründen nach einem neuen Standort gesucht werden musste, wurde im Glisergrund auf Boden, den die Burgerschaft Brig im Baurecht zur Verfügung stellte, ein neues Schulgebäude in Vorfabrikation System VARIEL erstellt und die Schule 1969 in diesen Neubau verlegt. Mitte August 1969 konnte mit dem diplomierten Heilpädagogen German Abgottspon, Visp, auch der schon längere Zeit benötigte Schuldirektor angestellt werden.  
Weil für die behinderten Kinder aus den verschiedenen Seitentälern eine tägliche Heimreise unzumutbar und auch praktisch fast unmöglich war, wurde im alten Spittel in Visp, Stiftung der Familie P.E. Burgener, ein Kleininternat eröffnet, das von Gertrud Wyss geleitet wurde.   
1982/1983 wurde an das bestehende Schulgebäude der Verwaltungs-, Verpflegungs- und Sporttrakt mit Schwimmbad angebaut. Seit 2008 läuft eine Gesamtsanierung des Zentrums  
von insieme oberwallis.  
Heute besuchen etwa 50 behinderte Kinder, die eine besondere professionelle Förderung, Begleitung, Unterstützung und Pflege benötigen, die Heilpädagogische Schule.  
Im Schulinternat, das der Heilpädagogischen Schule angegliedert ist, haben die behinderten Schülerinnen und Schüler die Möglichkeit während der Woche und teils auch an Wochenende und in den Ferien sozialpädagogisch begleitet zu wohnen. Dieses Angebot steht auch behinderten Kindern, die noch zu Hause leben als Entlastung für die Eltern in ihrem oft schwierigen Lebensalltag zur Verfügung.   
Mit der dezentralen Sonderschulung in verschiedenen Oberwalliser Gemeinden leistet insieme oberwallis einen wichtigen Beitrag zur schulischen Integration.

**Interview mit Sylvia Borter, erste Lehrerin der HPS in Visp**

*Nach einem Vorstellungsgespräch bei Kinderarzt Dr. Imahorn wurde Frau Borter 1964 nach einem einmonatigem Praktikum bei Dr. Egg, einer Pionierin der Heilpädagogik in der Deutschschweiz, angestellt. Am 16. November wurden die ersten zwei Klassen bei der Postautohaltestelle beim heutigen Centerpark eröffnet.“ Die Einrichtungen waren sehr primitiv. Es gab nur ein Etagen-WC, das auch von den Fahrgästen des Postautos benutzt wurde. Vor allem für das Wechseln der Windeln bei den Kleinen,stellt dies eine grosse Herausforderung dar. Der Pauseplatz wurde auch als Parkplatz genutzt, was mitunter sehr gefährlich war. Ich hatte in meiner Klasse 12 Schüler. Meine Kollegin Helen Schönholzer betreute die zehn kleineren Kinder. Als junge Lehrerinnen waren wir unwissend und unerfahren und kamen oft an unsere Grenzen, vor allem wenn verhaltensgestörte Kinder Wutanfälle hatten und mit Stühlen umherwarfen oder mit der Hand Scheiben zertrümmerten.   
Im gleichen Gebäude gingen auch Klassen der Primarschule aus und ein. Das Nebeneinander mit unseren Kindern stellte keine Probleme dar.  
Schon damals wurden die Kinder mit dem Taxi gebracht. (Taxi Cathrein) und für Kinder aus Zermatt mietete eine Frau Schuler eine Wohnung , so dass diese Kinder die Woche über in Visp übernachten konnten. Das Mittagessen wurde in Militärkübeln vom Restaurant Müra gebracht und für den Mittagsschlaf gab es im ersten Stock Etagenbetten. Wir mussten lange auf unseren ersten Lohn warten, weil es Schwierigkeiten mit dem Staat gab, der eigentlich die Kosten übernehmen sollte. Wir hatten ein Jahresbudget für Material von etwa 200 Franken, haben aber den grössten Teil des Materials selber hergestellt.“[[18]](#footnote-18)*

**„*Was kommt jetzt?“***

*„Als Lehrerin einer Gesamtschule in Bellwald wollte ich auch diesen Schülern und Schülerinnen das Lesen beibringen. Ich habe einzelne Buchstaben spielerisch eingeführt und wollte dann kleinere Worte schreiben lassen. Als ich nach einiger Zeit die Probe aufs Exempel machte und die ersten zwei Buchstaben des Wortes Papa an die Wandtafel schrieb, fragte ich die Schüler: „ Was kommt nach den Buchstaben P und A?“ Es herrschte grosses Schweigen, bis plötzlich sich der Schüler Michael ein Herz fasste, ans Fenster trat und meinte: „Schlechtes Wetter kommt! „*

**7.6 La Castalie**

Dr. André Repond, Leiter des psychiatrischen Spitals Malévoz bei Monthey hatte schon in den 1940er-Jahren gefordert, Einrichtungen für schwer behinderte Kinder zu schaffen. Sein Nachfolger Norbert Benoziglio nahm den Gedanken 1964 wieder auf, so dass am 4. Oktober 1964 das Volk mit grosser Mehrheit einen entsprechenden Kredit für den Bau eines Zentrums annahm.  
Erst acht Jahre später, am 18. September 1972 konnte ein medizinisch-erzieherisches Zentrum eröffnet werden. Für viele Oberwalliser war das Zentrum aber zu weit entfernt, so dass nur in der Anfangsphase vereinzelte Kinder dort Aufnahme fanden. Heute werden keine behinderten Kinder mehr aus dem Oberwallis im La Castalie unterrichtet, da insieme oberwallis die entsprechenden Strukturen für schwer behinderte Kinder auch im Oberwallis geschaffen hat.

**7.7 Das Kinderdorf Leuk**

1955 wurde der Verein „Oberwalliser Kinderhilfswerk“ (OKHW)gegründet mit der Idee, für Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen eine Institution zu bauen. Im Juni 1969 nach einer langen Planungsphase konnte die erste Etappe vorgenommen werden. Das Architektenpaar Heidi und Peter Wenger hatte ein ganz spezielles Projekt ausgearbeitet. Im Oktober 1972 wurde das Kinderdorf in Betrieb genommen. Bei der Eröffnung waren es 54 Schüler in fünf Klassen und sechs Wohngruppen. Total 19 Mitarbeiter wurden der damaligen Heimleitung unter Oskar Holzer für die anfallenden Arbeiten bewilligt. Unter den Direktoren Arnold Steiner und Walter Niklaus wurde der Auftrag des Kinderdorfes für die Bildung, Förderung, Erziehung und Betreuung von Kindern und Jugendlichen mit besonderen Bedürfnissen im Alter von sechs bis zwanzig Jahren mit neuen Angeboten erweitert. So kam 1981 die Berufswahlschule für Jugendliche nach der obligatorischen Schulzeit dazu, 1987 die Sonderabschlussklasse für Jugendliche mit grössten schulischen Schwierigkeiten und seit 2002 auch die dezentrale Sonderschulung, wo im Rahmen der Integration Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen den Regelkindergarten oder die Regelklasse am Wohnort besuchen können.[[19]](#footnote-19)

**8. Der Frühberatungsdienst**

Am 1. September 1973 wurde der Frühberatungsdienst aus der Taufe gehoben.Es war die Heilpädagogin und heutige Honorarprofessorin am Institut für Psychologie in Bern, Dr. Pasqualina Perrig- Chiello, die vom Verein zur Förderung geistig behinderter Kinder und Jugendlicher im Vollpensum angestellt wurde. Im Flyer aus dem Jahre 1973 heisst es: „ Die Eltern geistig behinderter Kinder sollen bei der Erziehung und Förderung ihres behinderten Kindes möglichst frühzeitig unterstützt und beraten werden. Die Heilpädagogin arbeitet in regelmässigen Abständen (wöchentlich oder 14-tägig, je nach Bedürfnis) während ca.einer Stunde mit dem einzelnen Kind und seiner Mutter. Die Eltern üben nach Anweisungen der Heilpädagogin täglich mit ihrem Kinde.Dazu werden ihnen leihweise Spielzeuge und Hilfsmittel zur Verfügung gestellt. Die Beratungen und Behandlungen finden im Therapieraum der Heilpädagogischen Schule in Glis statt. Wenn nötig geht die Heilpädagogin zu den Eltern nach Hause.  
Die Behandlungskosten werden in der Regel als pädagogisch-therapeutische Massnahmen von der Invalidenversicherung übernommen.  
Der Frühberatungsdienst heisst heute Heilpädagogischer Dienst insieme oberwallis , besitzt jetzt ein Aussenbüro in Visp und richtet sich an Kinder mit Entwicklungsauffälligkeiten, Entwicklungsverzögerungen oder Behinderungen und an deren Familien. Auffälligkeiten können sich in der kognitiven, sprachlichen, motorischen, emotionalen und sozialen Entwicklung zeigen.  
Die Leistungen der Früherziehung können ab Geburt bis maximal zwei Jahre nach Schuleintritt (inklusive Kindergarten) bezogen werden. Der pädagogische Auftrag ist vorwiegend präventiv und unterstützend ausgerichtet.  
Es werden vorwiegend Hausbesuche in den verschiedenen Gemeinde des Oberwallis durchgeführt und pro Jahr an die 80 Kinder betreut. Die ganzheitliche, spielerische Förderung des Kindes in seinem gewohnten Lebensumfeld und die Begleitung und Betreuung der Eltern in ihren erschwerten Erzeihungsbedingungen steht dabei im Vordergrund. Seit der Einführung des Neuen Finanzausgleichs 2008 werden die Kosten der Früherziehung durch den Kanton übernommen.  
Seit 1977 bin ich als Früherzieher auch bei Wind und Wetter in den verschiedenen Oberwalliser Gemeinden unterwegs. Ich arbeite in Stuben und Küchen, spiele mit Kindern spreche mit Ämtern und Schuldirektoren, Pädiatern, Pfarrherren, Postautochauffeuren und bin immer nahe dran. Ich denke, dass nur wenige Berufsgattungen das Privileg haben, im familiären Umfeld zu arbeiten. Der Beruf ist komplex,spannend , herausfordernd und abwechslungsreich und der Alltag ist voll von Anekdoten über Geburt und Tod, Krankheiten, Fort- und Rückschritten, Trennungen, Einschulungen, Fremdplatzierungen, sozialen Problemen, fremden Kulturen und Sprachen…….

**8.1 Die Arbeit in der häuslichen Umgebung**

Während in städtischen Gebieten die Früherzieherinnen manchmal auf Ablehnung stossen, wenn sie die Hausfrüherziehung vorstellen, ist die Arbeit in den eigenen vier Wänden der Familien eine nicht hinterfragte Selbstverständlichkeit. Das Treten über die Türschwelle, dieses Eindringen in einen intimen Rahmen ist aber auch für betroffene Familien ein grosser Schritt. Deshalb ist es für uns wichtig, dass wir in einem Erstgespräch in unserem Büro unsere Arbeit vorstellen und eine Art informellen Zusammenarbeit abmachen. Wenn man zu Hause arbeitet, muss man willkommen sein, sonst würde die Zusammenarbeit ins Leere laufen. Mit diesen Hausbesuchen ist es viel schneller möglich, sowohl mit der Familie als auch zum betreuenden Kind innert kurzer Zeit eine Beziehung aufzubauen und so innert nützlicher Frist wichtige therapeutische und in die Beratungsarbeit direkt einfliessende Elemente und Arbeitspunkte herauszuarbeiten, welche für andere Berufsgruppen nie oder nur ansatzweise zugänglich sind. Deshalb ist es für die Zukunft der heilpädadogischen Früherziehung entscheidend, dass diese Arbeitsform beibehalten werden kann und Bestrebungen einer Zentralisierung in einem Büro aus rein finanziellen Überlegungen, wie dies ansatzweise schon im Kanton Tessin geschehen, unbedingt bekämpft werden müssen. Die Einschätzung der häuslichen Umgebung, vor allem der Atmosphäre , ist nach kurzer Zeit möglich. Es geht hier nicht um eine Mittelstandsperspektive, die wir Fachleute in Bezug auf Wohnungseinrichtung, Sauberkeit oder Ordnung vornehmen. Es sind vor allem Elemente der Kommunikation und ein in der heutigen Zeit immer wichtiger werdender Zeitfaktor, der zu raschen Resultaten führt. Ein Gespräch am Küchentisch bei einem Kaffee vermag Sachen in Gang zu bringen, die man niemals für möglich gehalten hätte. Die Arbeit zu Hause bringt natürlich auch für die Familien auch andere Vorteile mit sich, da alle Therapieangebote und Arztbesuche im Tal wahrgenommen werden müssen, was für die ohnehin oft komplizierte Alltagsorganisation eine grosse Erleichterung darstellt.

**8.2 Der Kindergarten für alle als Realität**

In der früherzieherischen Arbeit mit Eltern ist die Anfangsphase nach einer Diagnose sehr schwierig. Die Eltern haben tausend Fragen und alle wollen wissen, wie wohl die Zukunft aussehen wird. In solchen emotionalen Momenten ist die Botschaft, dass alle Kinder, unabhängig von ihrem Behinderungsgrad den Dorfkindergarten besuchen können, eine Zukunftsvision, deren Bedeutung nie genug unterstrichen werden kann. Seit dreissig Jahren gibt es jetzt diesen Kindergarten für alle, der nur deshalb so früh umgesetzt werden konnte, weil keine in vielen Kantonen noch heute existierenden Sonderkindergärten abgeschafft werden mussten. Die früher praktizierte stille Integration wurde erstmals im Bergdorf Törbel durchbrochen, als plötzlich zwei schwerbehinderte Kindergartenschülerinnen beim Turnen Hilfe benötigten, die dann abwechselnd von Müttern der Kindergartenkinder im Turnus durchgeführt wurde. Diese Kindergärtnerin hat dann auf Grund dieser Erfahrungen die Stiftung „Sonne für behinderte Kinder“ ins Leben gerufen, deren Ziel die finanzielle Unterstützung von Familien mit behinderten Kindern ist, um Ferien, Freizeit und Erholung zu ermöglichen.Solch ein Ferienangebot an Familien,die oft am Rande der Erschöpfung sind, kann wirklich ein wenig Sonne in den nicht einfachen Alltag bringen.[[20]](#footnote-20)

***Es gibt ein erfülltes Leben trotz vieler unerfüllter Wünsche  
Gedanken einer Mutter (1989)***

*„Es ist Freitag 18.25. Unser drittes Kind wird wegen immer grösser werdendem Sauerstoffmangel durch Kaiserschnitt in der 36. Schwangerschaftswoche auf die Welt gebracht. Es wiegt nur 1450 Gramm, misst 40 Zentimeter.   
Für meinen Mann und mich beginnen wieder qualvolle Tage des Wartens und Bangens. Unsere ersten zwei Kinder haben wir verloren: Das erste Kind kam tot zur Welt, das Zweite starb kurz nach der Geburt. Doch diesmal scheint uns das Glück hold zu sein. Nach neun Wochen können wir unser Kind nach Hause holen. Eine Woche später ist die erste Kontrolle beim Kinderarzt fällig.Nach einer sehr langen und intensiven Untersuchung sagt uns der Arzt, dass unser Kind einen Herzfehler habe.  
Danach jagen sich die Ereignisse. Das Trinken des Schoppens wird für den Kleinen immer mühseliger und er muss sehr viel erbrechen. Doch trotz allem entwickelt er sich recht gut, isst mit fünf Monaten zum ersten Mal mit dem Löffel und beginnt zu plappern. Dann wird unser Kind schwer krank. Diagnose: Trombozytopenie.  
Er wird ins Inselspital eingeliefert und schwebt tagelang zwischen Leben und Tod. Nach einer für uns fürchterlichen Woche geben die Ärzte wieder Hoffnung. Ich darf den Kleinen wieder wickeln, füttern und ausfahren; doch der Kleine lächelt und plappert nicht mehr,wirkt verängstigt und apathisch. Alle zehn Finger und die Fersen sind dunkelblau und hart wegen den vielen Blutentnahmen. Nach vier Wochen dürfen wir unser Kind wieder nach Hause nehmen. Wüchentlich geht es zur Arztkontrolle. Nach einem Monat muss unser Kind nochmals ins Inselspital. Unser Leben ist zu einem schweren Leben geworden.  
Im Alter von 10 Monaten beginnen wir mit der Physiotherapie. Erst mit elf Monaten kann unser Kind den Kopf halten. Der Arzt macht uns auch mit der Frühberatung vertraut und im Herbst kommt der Früherzieher zum ersten Mal nach Hause. Unser Kleiner ist gar nicht begeistert. Er hat jetzt für belastende Situationen ein gutes Mittel gefunden: er erbricht und schreit fürchterlich. So werden die Therapien für mich als Mutter zum Alptraum. Ich will und kann daran nichts Gutes sehen. Die Jahrgänger unseres Kindes können bereits laufen, während mein Kind, so scheint es mir, wenig Fortschritte macht. Erst mit 16 Monaten lernt er sitzen. Jetzt wird plötzlich alles viel leichter.Das Erbrechen hört langsam auf und mein Mann und ich beginnen die Therapien in einem positiven Sinn zu sehen. Wir sehen, dass Daniel, wenn auch langsam, viel lernt. Der Früherzieher muntert uns auf, gibt uns wertvolle Ratschläge, weist uns auf Pflege- und Hilfsmittel hin. Wichtig ist das persönliche Gespräch und das gemeinsame Arbeiten.  
Inzwischen ist unser Knabe fünf Jahre alt. Er kann noch nicht laufen, bewegt sich aber auf dem Gesäss und auf den Knien vorwärts. Mit Wochen und Monaten haben wir längst aufgehört zu rechnen. Wir begnügen uns mit Jahren. Durch die Hilfe und Unterstützung vieler guter Menschen sind wir inzwischen so weit, dass wir sagen können, dass wir froh sind, wenn er einmal laufen kann. Das Wann spielt keine wesentliche Rolle mehr.  
Vor fünf Jahren hatten wir uns auf ein ganz normales Leben eingestellt, doch des Lebens bittere Wahrheit hat uns gezwungen, es grundlegend zu ändern.  
All den vielen Eltern, die ein ähnliches Schicksal erleiden, möchten wir sagen: Im Dunkel der Verzweiflung, die einen umgibt, wenn man am Anfang sieht, dass man ein behindertes Kind hat, gibt es auch irgendwo ein ganz helles Licht. Hört nie auf, danach zu suchen, denn das Leben mit einem behinderten Kind kann auch wunderschön sein, weil ein solches Kind für jede kleine Freude unendlich dankbar ist. Dankbare Menschen sind wie fruchtbare Felder; sie beschenken uns im Überfluss mit ihrer Liebe und Dankbarkeit.“[[21]](#footnote-21)*

**8.3 Neue Partner in der Arbeit mit Kindern mit besonderen Bedürfnissen**

Als ich 1977 als Heilpädagoge beim Frühberatungsdienst Oberwallis meine Arbeit als Früherzieher begann, beschränkte sich die interdisziplinäre Zusammenarbeit auf wenige Personen. Neben den Kinderärzten arbeiteten wir mit der Physiotherapeutin Schwester Marie-Germaine, die jeweils einmal pro Woche im Gewerbeschulhaus in Visp ihre Therapien durchführte, mit Psychologen der Erziehungsberatung (heute ZET: Zentrum für Entwicklung und Therapie), der Mütterberaterin Frau Bregy und den Kindergärtnerinnen. Für die Hörgeschädigten kam Josef Weissen, ein gebürtiger Unterbächner, in die Erziehungsberatung nach Brig und führte dort seine Therapien durch und coachte mich als Früherzieher. Wichtiger Partner war auch die kantonale IV-Stelle, die unsere Leistungen bezahlte, das Inselspital Bern und das Kinderspital Zürich.  
In den letzten Jahren sind wichtige Berufsgruppen dazugekommen: die Dienststelle für die Jugend, das Amt für Hilfs- und Sonderschulen, die Abteilung für Kinder-und Jugendpsychiatrie in Brig (PZO), die sozialmedizinischen Zentren, das Flüchtlingsheim, das kantonale Amt für Migration, die Therapeutinnen für Sehbehinderte (Low vision), die Heilpädagoginnen der dezentralen Sonderschulen, die sozialpädagogische Familienbegleitung, die Kindertagesstätten, die emera, das Amt für Kinderschutz und neu auch die Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB). Einen neuen wichtigen Stellenwert nehmen die Schuldirektionen ein

**9. Die Wichtigkeit der Grossmütter**

Die systemische Sichtweise bringt es mit sich, dass die Information der Umgebung (Grosseltern, Nachbarschaft usw.) in einem ländlichen Raum ein wichtiges Beratungselement ist.Warum kommt ein Früherzieher nach Hause? Der hat doch schon mit schwerbehinderten Kindern im Dorf gearbeitet. Ist das Kind der Nachbarin behindert? Solche und ähnlich Fragen tauchen immer wieder auf und wir sind jeweils froh, wenn wir im betreffenden Dorf verschiedenste Kinder betreut haben und die Leute die Bandbreite unseres Angebotes kennen. Meistens benützen wir die Gelegenheit, unsere Arbeit auch den Grosseltern vorzustellen, wenn die Familie dies wünscht. Die wichtigste Person, die immer miteinbezogen werden sollte ist die Grossmutter mütterlicherseits. In allen Kulturen auf der ganzen Welt hat sich gezeigt, dass die Mutter der Frau die wichtigste Bezugs- und Helferperson ist, auf die am meisten Verlass ist. Ich habe immer wieder bemerkt, dass in schwierigen Situationen und bei grossen familiären Belastungen die Grossmütter vieles auffangen und erleichtern konnten und wenn die Mutter fehlte,es besonders schwierig war bei Eltern, die mit einem behinderten Kind an ihre physischen und psychischen Grenzen stiessen. Besonders eindrücklich erlebe ich dies bei ausländischen Arbeitskräften, bei denen die Grosseltern nicht in der Schweiz wohnen.

**10. Der zweisprachige Kanton und die fehlende Kreativität seit der Einführung des NFA**

Seit der Neugestaltung des Finanzausgleichs und der Aufgabenteilung an die Kantone ist man sich in einem zweisprachigen Kanton der Schwierigkeiten und Unterschiede erst so richtig bewusst geworden.Die unterschiedliche Erfassung und die kulturellen Unterschiede führen oft zu Missverständnissen und einer Art Minderheitsreflex der Oberwalliser. Eines ist aber sicher: waren früher neue kreative Ideen gefragt, geht es heute vielfach um die Rettung und Erhaltung des bisherigen Angebotes. Wir hoffen aber zuversichtlich, dass wir unseren Auftrag trotz immer grösser werdenden bürokratischen Hürden und einem knapp kalkulierten Personalbestand die Aufgaben zum Wohl des Kindes erfüllen können .Als Vorstandsmitglied des Vereins der Leiterinnen und Leiter der Heilpädagogischen Dienste Schweiz beobachte ich, dass der Föderalismus stark zugenommen hat , so dass ein gemeinsames Auftreten auf Schweizer Ebene immer schwieriger wird.

***Vergangenheit und Zukunft: Rück-und Ausblick einer Mutter***

*„In der Primarschule waren die schwächeren und behinderten Kinder einfach da. Als Kind wusste man nichts von einem Begriff „Behinderung“. Sie hiessen Guido, Fredy oder Franz und konnten nicht lesen oder viele Fragen des Lehrers nicht beantworten.   
Meine drei Kinder waren einfach da. Zwei von ihnen sind behindert.Ich habe viel von meinen Kindern gelernt. Ich habe von ihnen gelernt, was wichtig ist im Leben. Wichtig im Leben ist der Mensch, immer!  
Die Freude an ganz kleinen Dingen habe ich von meiner Tochter gelernt. Auch ihre Ehrlichkeit. Sie verstecken nichts.  
Ich hatte immer eine grosse Gnade: die Geduld. Ich war eine Suchende. Ich las viele Bücher von Dr. Egg, später Sachen über Autismus, da mein Sohn Matthias an einer Autismusspektrumstörung leidet.  
Die erste Frau, die mit Matthias als kleines Kind gearbeitet hat, war Frau Heinzmann. Meine Tochter Judith wollte ich in die Heilpädagogische Schule schicken, aber sie haben sie nicht genommen. Ihr Verhalten passte nicht in die Gruppe. Ich suchte dann einen Platz bei den Anthroposophen in Dornach.  
Dornach war aber zu weit weg vom Wallis. Dann wurde das Le Castalie eröffnet. Mit fünf Jahren hat meine Tochter dann schon das Le Castalie besucht. Die Leute sagten: „Diese Rabenmutter.“ Ich war aber mit meinen Kräften total am Ende.  
Meine Tochter war manchmal schwierig, schrie in den Geschäften, so dass die Leute sagten: „Geht mit diesem Kind hinaus…“. Ich sagte dann meistens: „Nehmt mein Kind und geht hinaus, wenn es euch stört.“ Es gab auch Leute, die mir sagten: „Sicher wärest du froh, wenn dein Kind sterben könnte.“ Es hat sich Gott sei Dank in den letzten Jahren vieles zum Positiven verändert.   
Meine Tochter Judith hatte eine schlechte Diagnose. Ich habe aber nicht an diese Prognosen geglaubt und zu mir gesagt: „Denen will ich es schon zeigen..!“  
Mit drei Jahren besuchte ich schon mit Judith die Physiotherapie bei Schwester Marie-Germaine, die einmal pro Woche mit den Kindern im Gewerbeschulhaus in Visp Therapien nach Bobath durchführte.  
Dr. de Wolff aus Siders machte dann alle paar Monate Kontrolluntersuchungen. Ich war mit ihr eine strenge Mutter, habe sie stark gefordert, manchmal sicher auch überfordert. Aber meine Hartnäckigkeit hat sich gelohnt. Sie lernte allen Prognosen zum Trotz mit zwei Jahren Laufen, sie fuhr mit drei Jahren Velo…Es braucht Geduld und Willen. Es gibt aber Grenzen.  
Auch bei Matthias ist viel gelaufen. Auch er hat viele Therapien durchlaufen. Der „Echologe“, als den ihn einmal ein Logopäde bezeichnete, worauf ich die Logopädie abbrach, liest heute.  
Erfahrungen sind für alle Kinder sehr wichtig. So habe ich Matthias immer wieder vor den Gefahren einer Herdplatte gewarnt, bis er eines Tages die bittere Erfahrung machen musste…  
Es ist ein Abenteuer, mit behinderten Kindern durchs Leben zu gehen. Auch was die Integration anbelangt, habe ich eine klare Meinung. Ich bin für Integration, aber es gibt auch hier Grenzen. Man muss als Eltern nicht meinen, dass man mit seinen behinderten Kindern das Gleiche machen könne wie mit gesunden Kindern. Das hat es nie gegeben und wird es nie geben. Alles, was möglich ist, sollte man machen, aber auch diese Grenzen akzeptieren. Vielleicht gibt es Ausnahmen…   
Die Übergänge waren für mich immer schwierig. Kindergarten, Erstkommunion, Schule….Für den Kindergartenbesuch ging ich einfach zur Kindergärtnerin und habe sie gefragt, ob sie Matthias in der Klasse aufnähme. Er war das erste behinderte Kind, das regelmässig mit Hilfe des Früherziehers den Kindergarten besuchte. Bei der Erstkommunion habe ich mit Pfarrer Mengis alle Vorbereitungen getroffen. Als dieser während eines Ferienaufenthaltes plötzlich starb, wurde Pfarrer Zurwerra sein Nachfolger. Als ich ihm sagte, dass ich alles vorbereitet hätte, meinte er: Ich komme mal vorbei, um ihn anzuschauen. Ich wollte nicht, dass Matthias in einer separaten Feier im Kapuzinerkloster die Erstkommunion feiern sollte.   
Wenn ich so zurückschaue, muss ich sagen, dass die fehlenden Informationen ein grosses Manko waren. Auch haben wir heute gut ausgebildetes Personal und eine gute Infrastruktur für behinderte Menschen. Als negativ sehe ich heute die zu schnelle Verabreichung von Psychopharmaka.  
Für mich war das Schlimmste, dass man mich als Mutter nicht ernst nahm, vertröstete….Auch die Entlastung war an einem kleinen Ort. Niemand half.“ [[22]](#footnote-22)*

***„Der Herrgott sucht die Seinigen heim!“***

*„Als mir eine Frau einmal sagte: „Der Herrgott weiss schon, welche Leute er strafen solle“, antwortete ich spontan: „Der Herrgott sucht die Seinigen heim !“*

**11. Neue Herausforderungen für behinderte Kinder**

**11.1 Die dezentrale Sonderschulung**

Mit dem Gesetz über die Sonderschulen vom 25. Juni 1986 und dem Behindertengesetz vom 31. Januar 1991 hat der Kanton Wallis fortschrittliche gesetzliche Grundlagen geschaffen. Auf den 1. Januar 2016 wird das neue kantonale Sonderschulkonzept in Kraft treten, auf dessen konkrete Umsetzung man gespannt sein kann.  
Während man im Kindergarten heute eher vom Kindergarten für alle sprechen kann und nicht mehr von Integration, hat sich die Zahl der Kinder in der Primarschule und vereinzelt auch in der Orientierungsschule, die die Schule mit der Unterstützung einer Heilpädagogin besuchen, praktisch verdoppelt.  
Die Organisation wird im Oberwallis von den zwei Sonderschulen Brig-Glis und Leuk in Zusammenarbeit mit den zwei pädagogischen Beratern organisiert.

Grafik des Kinderdorfes Leuk (2015)

Von der Heilpädagogischen Schule in Brig-Glis sehen die Zahlen für 2015/16 wie folgt aus: Im Kindergarten werden sieben Kinder betreut, in der Primarschule 19 Kinder und in der   
Orientierungsschule sind es drei Jugendliche, die die Hilfe einer Heilpädagogin während einzelner Halbtage in Anspruch nehmen.

Wir haben im Wallis wohl ein fortschrittliches Gesetz und eine grosse Anzahl Kinder, die in den Dorfschulen bleiben können, trotzdem hat man in den letzten Jahren nicht nach neuen Lösungen gesucht, um die behinderten Kinder im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu fördern und nicht dem geforderten Schulstoff nachzurennen. Jede Heilpädagogin versucht auf ihre ganz eigene Art zu arbeiten und so hat man die Einschulungen zahlenmässig wohl gesteigert, rein konzeptuell ist man aber stehen geblieben und neue Lösungen sind vorläufig nicht in Sicht.

**11.2 Kinder aus anderen Kulturen, aus sozial benachteiligten Familien und von   
 suchtkranken Eltern**

In meiner täglichen Arbeit sehe ich für die Kinder dieser drei Gruppen eine besondere Herausforderung. So sind es bei den Kindern aus anderen Kulturen einmal die ausländischen Arbeitskräfte, die im Tourismus, in der Landwirtschaft und auf dem Bau arbeiten, dann aber auch die Kinder von Asylantenfamilien, die ohne jegliche Deutschkenntnisse in den Schulen im Talgrund eingeschult werden. So sind kleinere Dörfer wie z.B. Täsch stark überfordert, da familienergänzende Angebote erst im Aufbau begriffen sind und für behinderte Kinder Entlasungsmöglichkeiten fehlen, da man nicht auf die Grossmütter zählen kann. Bisher hat man auch die Kinder aus sozial benachteiligten Familien und die Kinder suchtkranker Eltern etwas vernachlässigt, da gerade hier mit gezielter präventiver Frühförderung eine Behinderung vermieden werden könnte.

**12. Ein Hoch den Müttern**

Während all den Jahren habe ich gesehen, dass es vor allem die Mütter sind, die die Hauptarbeit in der Betreuung ihrer behinderten Kinder leisten. Mütter fahren die Kinder meistens zu den verschiedenen Therapien, Mütter pflegen und betreuen die Kinder oft rund um die Uhr. Mütter von behinderten Kindern sind dankbar. „ Ohne meine behinderten Kinder hätte ich viele nette Menschen gar nicht erst kennengelernt. Meine behinderten Kinder haben mich gelehrt, im Hier und Jetzt zu leben und die kleinen Sachen im Leben zu schätzen. Und eines möchte ich betonen: ohne Gottvertrauen hätte ich dies alles nicht geschafft….“  
Betrachtet man die Geschichte der Behindertenhilfe im Wallis, waren es fast ausschliesslich Frauen, die die ersten Institutionen im Wallis gegründet und geleitet haben. Ein Hoch diesen Frauen und Müttern, diesen Heldinnen des Alltags!

**13. Ein beeindruckendes Kindergesicht 2015**

**Jonah**

Jonah ist ein achtjähriger Knabe. Er wohnt in einem kleinen Bergdorf und besucht tageweise den Kindergarten. Alle Kinder des Dorfes kennen ihn und freuen sich, wenn sie ihn in der Pause auf dem Pausenplatz umherfahren können. Jonah freut sich immer, wenn er in die Schule gehen kann. Er ist auch im Dorf gut integriert. Alle kennen ihn. Alle sprechen mit ihm .Der Gemeinderarbeiter hat es ihm besonders angetan.  
Früher war alles anders. Jonah lernte laufen, konnte einige Worte sprechen. Er konnte greifen und begeisterte sich für die Figur Sam im Fernsehen, freute sich an Musik und Gesang.  
Jetzt ist alles anders. Jonah hat in den letzten zwei Jahren nur mehr Rückschritte gemacht. Er kann nicht mehr greifen, er kann nicht mehr laufen, er kann nicht mehr sehen, er hat ständig kleine Anfälle, er kann nicht mehr sitzen, er hat Mühe mit Essen und Schlafen. Er freut sich aber an Musik und Gesang. Eines hat er nicht verlernt …sein Lachen!

***Diego und die Französin***

*Als wir mit dem Frühberatungsdienst im Sommerlager weilten und mit den Kindern, teils im Rollstuhl, teils geh- und sehbehindert durch die Strassen Grächens spazierten, gab es immer wieder Gäste, die uns ansprachen und wissen wollten, an was für Gebrechen und Behinderungen das eine oder andere Kind leiden würde. Der blinde Diego sprach plötzlich mit einer Dame, die französisch sprach. Er stutzte kurz, kam dann auf mich zu und fragte:  
„ Was het de die?“ ( An was leidet diese Frau)*

***Die falschen Schuhe***

*Früherziehung findet meistens zu Hause statt, so dass vielfach nur die Mütter zu Hause sind. Eines Tages war bei einem wöchentlichen Besuch auch der Vater ferienhalber anwesend.  
Er schaute mir während meiner Arbeit eine Zeitlang zu, verabschiedete sich aber, um sich im nahegelegenen Restaurant einen Apéro zu genehmigen. Als ich kurz vor Mittag mich verabschieden wollte, konnte ich meine Schuhe nicht mehr finden. Das Rätsel löste sich aber bald auf, als die Mutter ihren Mann im Restaurant anrief, der zu seinem Erstaunen die Schuhe verwechselt hatte. Lakonisch meinte er: „ Sicher haben wir die gleiche Schuhnummer.“*

***Die weissen Ballone am Törbjer Himmel***

*Als die kleine schwerstbehinderte Saskia nach einem langen Leiden und liebevoller Pflege zu Hause im Alter von drei Jahren starb, durfte ich als Früherzieher den vollzählig anwesenden Schulkinder von Törbel eine Bildergeschichte vom Tod eines alten Dachses erzählen. Als die Trauergemeinde den Sarg auf den Friedhof begleiteten, erhielt jeder einen weissen Ballon.  
Es war eindrücklich mitzuerleben, wie die weissen Ballone als Zeichen der Hoffnung und Dankbarkeit in den von hohen Bergen umringten Himmel stiegen.*

***Die etwas andere Erstkommunion***

*Während früher die behinderten Kinder die Erstkommunion nur zu Hause empfangen konnten, änderte sich diese Praxis mit der Eröffnung der Heilpädagogischen Schule. Meistens organisierte man aber eine interne Feier in der Kapuzinerkirche mit Pater Julius Tanner.  
In den 80iger Jahren änderte sich auch dies und die Kinder besuchten jeweils im Dorf die Erstkommunion.  
Als in meinem Dorf meine Nachbarin an der Reihe war, die ebenfalls die Heilpàdagogische Schule besuchte, beobachtete ich mit Spannung die Feier auf der Empore. Während die anderen Kinder alle um den Altar versammelt waren, sass Adeline mit der Lehrerin in der ersten Bank und jedesmal, wenn ein Höhepunkt anstand, kam ein Kind vom Altar und brachte   
die Botschaft auch in die erste Bankreihe. Ich war erbost und hätte am liebsten die Kirche aus Protest verlassen….*

**„*Chommed nummu….“***

*Dezember 1984. Erwachsenenbildung für behinderte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Werkstätten Steg und Glis. Weihnachtstheater. Höhepunkt des Jahres. Die Rollenverteilung als Knacknuss.*

*Der des Lesens kundige Toni war als Vorleser gesetzt. Martin, dessen Eltern Schafe hielten, freute sich riesig auf seine Rolle als Schafhirt. Irene, die grossgewachsene junge Frau, berichtete stolz, dass sie als Maria Mutter langes, blaues Kleid mit einem passenden Kopftuch bringen werde.*

*Da sich mehrere Männer um die Rolle des Josef nicht einigen konnten, wurde eine Rochade vereinbart. Josianne und Therese, aus Unterbäch und Turtmann, gaben sich mit den Engelsrollen zufrieden, die nur dastehen und nicht reden mussten.*

*Sepp als Wirt, bot sich geradezu an. Für alle Fälle war Hanspeter als zweite Wahl vorgesehen. Sepp durfte am Schluss des Stückes als Zugabe noch den Weihnachtsstern halten. Daneben gab es noch stumme Rollen für Georg, Mario und Hanspeter.*

*Übung macht den Meister. Das ist auch bei behinderten Schauspielern so.*

*Der Wirt machte seine Sache gut, verwies wild gestikulierend in seiner ihm eigenen Sprache Maria und Josef in eine andere Herberge. Nur der Schäfer brauchte mehr Anleitung und die Engel tuschelten zu viel.*

*Auch der Bühnenbau unter Roland's Schreinerequipe, war gut unterwegs. Ein Wirtshaus mit einer schönen Türe wurde aufgestellt.*

*Dann kam der grosse Nachmittag. Der Esssaal war zum Bersten voll. Toni las mit ruhiger Stimme die Weihnachtsgeschichte vor. Die Schauspieler untermalten die einzelnen Szenen.*

*Martin zeigte sein Plüschschaf und blökte dazu. Der ganze Saal lachte. Dann kam die Schlüsselszene des Stücks. Maria und Josef klopften laut an die Wirtshaustüre. Sepp, mit einer weissen Kochschürze bekleidet, war die Rolle als Chef wie auf den Leib geschnitten. Stolz öffnete er. " Hast du noch Platz für meine schwangere Frau und mich ?" Sepp lächelte und machte plötzlich eine einladende Handbewegung. "Chomed nummu." Das Publikum tobte....*

*Nach einer kurzen Pause wurde das Stück mit einem neuen Wirt fortgesetzt.*

*Als am Schluss der Vorstellung Sepp unter dem tosenden Applaus des Publikums den erleuchteten Weihnachtsstern in die Höhe hielt, ahnte niemand, dass er schon ein halbes Jahr später an die Himmelstüre klopfen würde....*

*Dezember 2014. Jetzt klopfen andere an die Türe. Sepp ist nicht mehr da.*

1. Interview mit Silvina-Studer –Heinzmann (1918) [↑](#footnote-ref-1)
2. Mayoraz Pierre, Papilloud Jean-Henry. 1815-2015, 200 Jahre Walliser Geschichte, Mengis Medien AG, Editions

   Le Nouvelliste S.A. Rotten Verlags AG,2015, S. 67 [↑](#footnote-ref-2)
3. Angaben von Pfarrer Peter-Josef Studer im Stammbaum der Gemeinde Visperterminen und im

   Schülerprotokoll der Gemeinde Visperterminen .1840 [↑](#footnote-ref-3)
4. 1815-2015. 200 Jahre Walliser Geschichte.Schaffung eines Instituts für Taubstumme. S.103 [↑](#footnote-ref-4)
5. Angaben von Lia Heinzmann-Kreuzer (1936) [↑](#footnote-ref-5)
6. Angaben von Berta Studer (1920) [↑](#footnote-ref-6)
7. Angaben von Josef Stoffel (1933) [↑](#footnote-ref-7)
8. Waisenamtsprotokoll der Gemeinde Visperterminen, 1891 [↑](#footnote-ref-8)
9. Walliser Bote vom 1.November 1891 [↑](#footnote-ref-9)
10. 1815-2015. 200 Jahre Walliser Geschichte.Ein wenig schmeichelhaftes Bild. S.67 [↑](#footnote-ref-10)
11. Bellwald,Joseph. Der Erlebnisraum des Gebirgskindes. [↑](#footnote-ref-11)
12. Bellwald Joseph. Hygienisch-heilpädagogische Probleme um die Kinder der Oberwalliser Primarschulen.

    Diplomarbeit aus dem Heilpädagogischen Institut der Universität Freiburg, Schweiz. Freiburg 1951, Anhang  
     und S. 25-26 [↑](#footnote-ref-12)
13. Angaben von Anna Abgottspon (1923) [↑](#footnote-ref-13)
14. Angaben von Agnes Abgottspon- Briggeler(1926)) [↑](#footnote-ref-14)
15. Vomsattel, Julian. 50 Jahre im Dienste von Menschen mit Behinderung . In Walliser Jahrbuch 2015 S.37-39 [↑](#footnote-ref-15)
16. Webseite des Instituts Notre-Dame-de-Lourdes 2015 [↑](#footnote-ref-16)
17. Vomsattel, Julian. 50 Jahre im Dienste von Menschen mit Behinderungen. In Walliser Jahrbuch 2015. S.38 [↑](#footnote-ref-17)
18. Interview mit Silvia Borter-Perren, 2015 [↑](#footnote-ref-18)
19. Das Kinderdorf Leuk . Architektur und Baugeschichte. Internes Papier [↑](#footnote-ref-19)
20. Vomsattel, Julian.Wo die richtige Anrede zählt. In Sozial Aktuell. Nr. 4, April 2014 S.24-25 [↑](#footnote-ref-20)
21. Text einer Mutter aus dem Lötschental 1989 [↑](#footnote-ref-21)
22. Interview mit Frieda Volken, Visp 2015 [↑](#footnote-ref-22)